

BELINDA BAUER  
Die verlassenen Kinder



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

»Bleibt im Auto. Ich bin gleich wieder da.« Das sind die letzten Worte, die der elfjährige Jack von seiner Mutter hört. Bis sie zurückkommt, soll er auf seine beiden kleinen Schwestern aufpassen. Doch sie kommt nicht zurück, sondern wird bald darauf ermordet aufgefunden.

Jahre später ist der Täter noch immer nicht gefasst, und Jack trägt noch immer die Verantwortung für Joy und Merry. Mit Einbrüchen hält er sich und seine Schwestern über Wasser. Als er endlich auf die entscheidende Spur stößt, ist er fest entschlossen, den Mord an seiner Mutter zu rächen ...

Weitere Infos zu Belinda Bauer sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin finden Sie am Ende des Buches.

Belinda Bauer

---

Die  
verlassenen Kinder

Kriminalroman

Aus dem Englischen  
von Marie-Luise Bezenberger

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Snap« bei Bantam Press, an imprint of Transworld Publishers, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2020

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Belinda Bauer

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: kw

Satz: GGP Media GmbH, Pöbneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49054-7

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine wunderbare Agentin Jane Gregory.  
Alles Liebe zum 30. Geburtstag!



Es gibt zwei Sorten von Menschen auf der Welt.  
Diejenigen, die glauben, ihnen könnte das nie passieren.  
Und diejenigen, die wissen, dass es passieren wird ...



# 1

*20. August 1998*

Es war so heiß im Auto, dass die Sitze rochen, als würden sie schmelzen. Jack trug Shorts, und jedes Mal, wenn er die Beine bewegte, hörte es sich an, als würden Klebestreifen von den Sitzen abgezogen.

Die Fenster waren heruntergekurbelt, aber kein Lüftchen regte sich. Nur kleine Insekten zirpten, ein Rascheln wie trockenes Papier. Über ihnen hing eine einsame ausgefrante Wolke, während ein unsichtbarer Jet einen Kreidestrich über den leuchtend blauen Himmel zog.

Schweiß rann Jack den Nacken hinunter, und er schob die Tür einen Spalt weit auf.

»Lass das!«, sagte Joy. »Mummy hat gesagt, wir sollen im Auto bleiben.«

»Bleib ich ja auch«, erwiderte er. »Will's nur ein bisschen kühler haben.«

Es war ein ruhiger Nachmittag, und es herrschte nicht viel Verkehr, doch jedes Mal, wenn ein Auto vorbeikam, wackelte der alte Toyota ein bisschen.

Wenn es ein Lastwagen war, schaukelte er heftig.

»Mach die Tür zu!«, verlangte Joy.

Jack tat es und gab ein missbilligendes Schnalzen von

sich. Joy war eine Drama Queen. Sie war neun Jahre alt und brach ständig in Tränen, Gesänge oder Gelächter aus. Für gewöhnlich setzte sie ihren Willen durch.

»Wie lange ist sie jetzt schon weg?«, fragte sie mit Jammernstimme.

Jack schaute auf die Uhr. Die hatte er zum letzten Geburtstag bekommen, als er elf geworden war.

Er hatte sich eine PlayStation gewünscht.

»Zwanzig Minuten«, sagte er.

Das war gelogen. Es war fast eine Stunde her, dass das Auto gehustet und geruckelt hatte und dann knirschend auf dem Standstreifen der M5 in Richtung Süden ausgerollt und zum Stehen gekommen war. Das hieß, dass ihre Mutter sie vor über einer halben Stunde hier zurückgelassen hatte, um sich zu Fuß auf den Weg zu einer Notrufsäule zu machen.

*Bleibt im Auto. Ich bin gleich wieder da.*

Tja, sie war *nicht* gleich wieder da gewesen – und Jack bekam allmählich dieses nervige, gereizte Gefühl, das er immer kriegte, wenn seine Mutter nicht wie sein Vater reagierte. Dad hätte gewusst, was mit dem Auto los war. Er hätte nicht dagesessen und immer wieder den Zündschlüssel umgedreht, bis die Batterie leer war. Er hätte ein Handy dabei gehabt und hätte nicht wie ein Höhlenmensch die Straße hinauflatschen und nach einer Notrufsäule suchen müssen.

Merry quengelte und zappelte in den Gurten ihres Kindersitzes. Die Sonne in ihrem Gesicht machte sie unruhig.

Joy beugte sich vor und steckte ihr den Schnuller wieder in den Mund.

»Scheiße, ist das heiß«, knurrte Jack.

»Du hast Scheiße gesagt«, stellte Joy fest. »Das sag ich Mum.« Doch sie verkündete es nicht mit der üblichen Überzeugung. Es war zu heiß für Überzeugungen.

Backofenheiß.

Eine Zeit lang spielten sie »Ich sehe was, was du nicht siehst«. H wie Himmel und W wie Wiese, bis sie den begrenzten Vorrat an realen Dingen aufgebraucht hatten und sich blödsinnige Sachen ausdachten wie DHG wie Dein Hässliches Gesicht.

»Halt die Klappe!«, blaffte Joy.

Jack wollte schon antworten: »Halt *du* doch die Klappe.« Aber dann entschied er sich dagegen, weil er der Älteste war und weil er die Verantwortung hatte. Das hatte Mum doch gesagt ...

*Jack hat das Sagen. Er hat die Verantwortung.*

Also betrachtete er S wie Staub, blickte die Straße hinauf und überlegte, wie weit die Notrufsäule wohl weg war und wie schnell seine Mutter mit ihrem behäbigen schwangeren Watschelang dorthin gelangt war und wie lange sie telefoniert hatte. Ihm fielen keine Antworten ein, aber er hatte instinktiv das Gefühl, dass sie schon zu lange weg war.

Sie hatte im Schatten einer kurzen Baumreihe angehalten. Der Schatten war allerdings immer kleiner geworden und schließlich zu nichts zusammengeschrumpft.

Mit zusammengekniffenen Augen blinzelte er in die gemein grelle Sonne.

Wenn er wegschaute und dann wieder hinsah, würde er seine Mutter um die Kurve kommen sehen. Er stellte es sich genau vor. Wollte mit aller Kraft, dass es so war.

Wenn er wegschaute.

Und dann wieder hinsah.

Ganz langsam.

Sie würde da sein.

Sie würde da sein ...

Sie war nicht da.

»Wo bleibt sie denn bloß?« Joy trat gegen die Lehne des Vordersitzes. »Sie hat gesagt, zehn Minuten, und jetzt ist sie schon zehn Stunden weg!«

Auf dem Vordersitz fing Merry an zu heulen.

»Siehst du, was du gemacht hast!« Jack beugte sich über die Rückenlehne und machte eine Menge Getue um Merry. Er gab ihr die Wasserflasche. Sie saugte nur einmal daran, dann spuckte sie den Nuckel aus, damit sie weiterheulen konnte.

»Sie kann dich nicht ausstehen«, bemerkte Joy voll selbstgefälliger Schadenfreude.

Jack setzte sich wieder hin und ließ sie es versuchen, aber wie sich herausstellte, konnte Merry niemanden ausstehen. Sie heulte und heulte.

Und heulte.

Merry war schon zwei, doch sie weinte immer noch viel. Jack mochte sie nicht besonders.

»Vielleicht braucht sie eine neue Windel«, sagte Joy vorsichtig. »In der Tasche ist eine.«

»Sie hört bestimmt gleich auf«, erwiderte Jack. Wickeln würde er seine kleine Schwester nicht.

Joy auch nicht. Sie erwähnte die Windel nicht noch einmal, biss sich bloß auf die Unterlippe und starrte mit finsternem Gesicht in Richtung der Kurve.

»Wo bleibt sie denn bloß?«, wiederholte sie, diesmal aber mit einer Stimme, die so verzagt und verängstigt

klang, dass Jack unbedingt etwas tun musste, sonst würde er auch Angst bekommen.

Noch mehr Angst.

»Komm, wir gehen ihr entgegen«, schlug er vor.

»Wie denn?«

»Na, zu Fuß. Ist nicht weit. Das hat Mum doch gesagt.«

»Wenn es nicht weit ist, warum ist sie dann noch nicht wieder da?«

Jack ignorierte die Frage und öffnete die Tür.

»Bestimmt ist sie böse, wenn wir nicht warten, so wie sie's gesagt hat.«

»Nein. Sie wird sich freuen, dass wir sie suchen gegangen sind.«

Joy's Augen wurden groß und rund. »Hat sie sich verirrt?«

»Nein!«

Ihre Unterlippe zitterte. »Haben *wir* uns verirrt?«

»Nein. Niemand hat sich verirrt! Mir ist nur heiß und langweilig, und ich will ein bisschen rumlaufen, das ist alles. Du kannst mitkommen oder hierbleiben.«

»Ich will nicht hierbleiben«, erwiderte Joy rasch.

»Dann komm mit.«

»Und was ist mit Merry?«

»Die kann doch laufen.«

»Tut sie aber nicht.«

»Dann tragen wir sie eben.«

»Sie ist zu schwer.«

»Ich trage sie.«

»Und was ist mit den Autos?«, fragte Joy und zeigte auf die funkelnden Blitze, die an ihnen vorbeirasteten. Viele wa-

ren es nicht, aber sie fuhren schnell. »Das ist zu gefährlich«, fügte sie leise hinzu.

Das hatte ihre Mutter auch gesagt, als sie zum Telefon hatten mitkommen wollen.

*Das ist zu gefährlich.*

»Komm schon«, drängte Jack. »Es wird alles gut. Ich versprech's dir.«

Joy trug die Babytasche, und Jack trug das Baby.

Natürlich weigerte Merry sich zu laufen.

Bei jedem Auto, das vorbeikam, zuckte die stickige Luft einmal kurz auf und sackte dann wieder leblos in den Staub.

Sie gingen ganz dicht an der Leitplanke entlang. Der Streifen aus gewelltem Stahl war viel höher, als er von einem fahrenden Auto aus wirkte – oben reichte er Jack bis zum Ellenbogen und unten fast bis zum Saum seiner blauen Fußballshorts. Auf der anderen Seite der Leitplanke war der Boden von hohem, sprödem Gras überwuchert. Das Gelände fiel steil zu Gestrüpp und kleinen Bäumen hin ab und wurde dann eben. Dahinter sahen sie Hecken, und hinter den Hecken waren Wiesen. Gras. Ein paar Schafe. Die meisten Weiden waren leer und die nächsten Ställe weit weg – kleine Spielzeugklötze aus Backstein mit Wellblechdächern.

Der Standstreifen war breit, aber leer war er nicht. Vom Auto aus sah es immer so aus, deshalb war Jack überrascht, was da alles herumlag. Coladosen und Arbeitshandschuhe und dünne Plastikschläuche und Stofftiere – eine bunt zusammengewürfelte Sammlung, dadurch vereint, dass alles platt gefahren und von demselben feinen grauen Staub bedeckt war.

»Was ist, wenn ein Auto anhält?«, wollte Joy wissen.  
»Steigen wir dann ein?«

»Natürlich nicht«, schnaubte Jack. Jeder wusste doch, dass man glatt ermordet werden konnte, wenn man zu einem Fremden ins Auto stieg.

Joy wusste das auch, und es tröstete sie offenbar, dass ihr Bruder kein Risiko einging.

Jack drehte sich nach ihrem Wagen um. Er glitzerte im blendenden Sonnenlicht, schien jedoch bereits weit weg zu sein – als wäre er ein Boot, das in einem tiefen Ozean versank, und wenn er erst verschwunden wäre, würden sie ihn nie wieder erreichen können.

Oder vielleicht versanken *sie* ja gerade ...

Merry war schwer, umso schwerer, weil sie so zappelig und quengelig war. Ihr Gesicht war rot und verzerrt, und sie wand sich wie ein bleierner Wurm in Jacks Armen.

»Sie hat die Sonne im Gesicht«, sagte er. »Ist da ein Sonnenhut in der Tasche?«

Sie blieben stehen, und Joy stellte die Tasche auf den Boden, damit sie hineinschauen konnte.

»Nein. Nur ein Lätzchen.« Sie hielt es ihm hin und blinzelte im weißglühenden Sonnenschein. Das Lätzchen war gelb, mit einer riesigen blauen Ente darauf. Jack legte es Merry über den Kopf, und sie beruhigte sich ein bisschen.

Sie gingen weiter.

»Mir tun die Füße weh.« Joy trug alberne pinkfarbene Flipflops mit einer Plastikblume zwischen den ersten beiden Zehen.

»Ist nicht mehr weit«, versprach Jack, obwohl er keine Ahnung hatte, wie weit es noch irgendwohin war. Aber das

sagte ihr Vater immer. Er schaute über die Schulter – ihr Auto war hinter der Kurve verschwunden.

Sie waren ganz allein.

Jack wünschte, Dad wäre hier. Er hätte Merry und Joy und die Babytasche tragen können.

Mit Leichtigkeit.

Seine Arme schmerzten, also setzte er Merry ab und versuchte, sie dazu zu bringen, selbst zu laufen, aber sie wollte immer noch nicht, obwohl sie es doch konnte. Sie blieb stehen und machte sich steif, sodass er sie nicht mitziehen konnte.

An liebsten hätte er ihr eine geklebt.

Stattdessen blies er die Backen auf und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, dann hob er sie wieder hoch und ging weiter.

Ein Lastwagen hupte laut, während er vorbeiraste. Das Lätzchen wurde von Merrys Kopf geweht und flatterte über die Leitplanke.

»Oh!«

Joy stellte sich auf die Zehenspitzen, um über die Leitplanke zu greifen, aber ein zweites Auto fuhr vorbei, und das Lätzchen flog von den Spitzen der steifen gelben Grashalme auf und segelte die steile Böschung hinunter.

»Lass es liegen«, sagte Jack.

»Aber es ist das mit der Ente!«

Jack ging weiter, aber Joy holte ihn gleich wieder ein. Immer wieder sah sie sich nach dem leuchtend gelben Fleck um.

»Ich wünschte, ich hätte ein Eis«, seufzte sie.

Jack beachtete sie nicht, aber er hätte auch gerne ein Eis gehabt. Eins am Stil würde schon genügen. Sein Mund

war wie ausgetrocknet. Er überlegte, ob man wohl mitten in der üppigen Landschaft von Devonshire verdursten konnte.

Es fühlte sich an, als wäre das durchaus möglich.

Er hasste seine Mutter. Er hasste sie! Warum hatten sie nicht mitkommen dürfen? Warum hatte sie gesagt, sie käme gleich wieder, wenn sie das nicht tat?

Wenn sie sie fanden, würde er nicht mit ihr reden. Dann würde sie schon sehen! Am besten wäre es, er würde einfach die Böschung hinunterrutschen, gleich hier, nach einem Tor in einer Hecke suchen und zu einem Bauernhaus laufen, wo es etwas zu trinken und ein Telefon gab.

Und Daddy anrufen.

Sollte der doch verantwortlich sein und das Sagen haben.

Sollte Mum sich ruhig Sorgen machen, wenn sie zum Auto zurückkäme und sie weg wären ...

Aber er tat nichts von alledem.

Sie kamen zu einem mickrigen Apfelbaum und stellten sich in seinen fleckigen Schatten. Jack setzte Merry ächzend ab. Sofort plumpste sie mitten zwischen den kleinen glänzenden Äpfeln, die auf dem Seitenstreifen herumlagen, auf ihren gepolsterten Windelpopo.

»Setz sie nicht auf den Boden«, sagte Joy. »Der ist dreckig.«

»Ist mir egal. Sie ist unheimlich schwer.«

»Die Tasche hier auch.« Joy ließ sie fallen und pflückte einen winzigen Apfel vom Baum. Er war rot, aber als sie daran knabberte, fand sie ihn hart und sauer und spuckte den Bissen auf den Asphalt. Stattdessen saugte sie Wasser aus Merrys Flasche und bot sie dann Jack an. Sie wechselten sich ab, bis alles weg war.

»Wir hätten was für Merry aufheben sollen«, sagte Joy.

»Zu spät«, stellte Jack fest.

Autos fahren vorbei. Niemand hielt an.

»Komm weiter«, drängte Jack.

»Ich will nicht«, maulte Joy. »Es ist zu heiß.«

»Wir müssen aber. Wenn wir hier rumsitzen, finden wir Mum nie.«

Blinzelnd schaute Joy die Straße entlang. Sie war lang und gerade, und von ihrer Mutter oder von sonst irgendjemandem war auf dem Seitenstreifen nichts zu sehen – nur ein schimmernder See, wie eine Fata Morgana in der Wüste.

»Ich will zurück.«

Jack zog den Autoschlüssel aus der Tasche und hielt ihn ihr hin.

»Okay.«

Joy nahm den Schlüssel nicht. Sie blickte sich um und sah in Richtung Kurve, die jetzt das Auto verbarg. »Die Tasche ist sooo schwer«, seufzte sie.

»Dann lass sie doch hier. Nimm 'ne Windel mit, damit Mum Merry wickeln kann.«

So machten sie es. Joy nahm eine Windel heraus, und Jack klemmte die Tasche sorgfältig in die kleine Lücke, wo der Apfelbaum die Leitplanke fast berührte, sodass niemand sie sehen konnte, sie sie aber wiederfinden würden, wenn sie zurückkamen.

Dann hob er Merry hoch, und sie gingen weiter.

Auf der Gegenfahrbahn wurde ein blaues Auto auf der Überholspur langsamer, und der Fahrer starrte sie an. Jack schaute weg. Sein Herz flatterte vor grundloser Furcht, bis der Motor des Wagens in der Ferne verklang.

Merry zappelte auf seiner Hüfte herum und fing wieder an zu heulen – »Mama! Mama!« Ihre pummeligen Ärmchen und die gespreizten Finger streckten sich nach ihrem Auto aus, das bereits zu weit hinter ihnen war, um dorthin zurückzukehren.

»Da ist Mama nicht«, erklärte Jack ihr. »Zu Mama geht's hier lang. Wir gehen sie suchen.«

Langsam verstummte Merrys Geschrei. Irgendwann legte sie die Arme um seinen Hals und die Wange auf seine Schulter und gab ein leises, rasselndes Geräusch von sich, das im Takt seiner Schritte pulsierte.

Joy blieb stehen. »Was ist das?«

Vor ihnen pickten und hopsten drei Krähen auf einem blutigen Klumpen herum.

»Weiß ich nicht«, sagte Jack.

»Ist das was Totes?«

»Ich weiß es nicht.«

Es war etwas Totes. Als sie näher kamen, konnten sie die Fliegen hören.

Ein Fuchs, überfahren, aber noch nicht mit Staub bedeckt. Seine rosafarbenen Eingeweide quollen aus einem Riss in dem orangeroten Fell. Die Krähen stritten sich um seine Augen.

Jack konnte nicht hinschauen. Er schluckte seinen Ekel herunter, während Joy mit den Armen fuchtelte, um die Krähen zu verscheuchen. Sie flatterten davon, aber nur ein kleines Stück, und kamen dann wieder angehopst.

»Haut ab!«, schrie Joy. »Yaaaa!«

Aber die Krähen lachten und torkelten um sie herum wie eine fiese Gang.

Sie stürzte auf sie los.

»JOY!«

Jack packte sie am Arm, und ein Auto zerriss mit seiner zornigen Hupe die Luft, während es seitlich ausschwenkte, um sie nicht zu überfahren.

Joy sah ihren Bruder an, die Augen im kalkweißen Gesicht weit aufgerissen, der Mund ein O des Schocks.

Dann lachten sie beide los. Hoch und schrill wie die Krähen. Es war kein lustiges Lachen, aber sie lachten trotzdem weiter, als spielten sie »Wer zuerst aufhört, hat verloren«, auch als die Fröhlichkeit längst vergangen war und ihnen allmählich die Gesichter wehtaten.

Plötzlich zeigte Jack über Joys Schulter.

»Da ist es!«

Hundert Meter vor ihnen stand eine kleine orangefarbene Säule.

Eilig hasteten sie von dem toten Fuchs fort. Jack ging so schnell, dass er fast joggte. Joy packte ihn hinten am T-Shirt, als hätte sie Angst, von ihrem kleinen Zug abgekoppelt und zurückgelassen zu werden. Jack taten die Arme weh, und Schweiß brannte ihm in den Augen. Merrys herabbaumelnde Füße kickten gegen seine Oberschenkel, und Joys Zerren brachte ihn aus dem Gleichgewicht, aber er wurde nicht langsamer. Erst als sie dreißig oder vierzig Meter von der Notrufsäule entfernt waren. Dann begann er, sich nach seiner Mutter umzusehen – über die Leitplanke hinweg und die Böschung hinunter. Und seine verzweifelten Augen suchten sogar noch weiter entfernt nach Hinweisen, zwischen den Bäumen und in den Hecken und auf den Wiesen dahinter.

Vielleicht war sie ja hingefallen, oder sie wartete auf der anderen Seite der Leitplanke. Vielleicht sah sie ihn und

seine Schwestern jetzt gerade kommen und winkte. Wartete darauf, dass sie sie entdeckten. Er würde zurückwinken. Und er würde mit ihr reden. Natürlich würde er mit ihr reden! Alles Schlimme wäre vergessen! Er war ganz aufgeregt vor Erleichterung.

»Wo ist sie denn?«, fragte Joy.

Jack achtete nicht auf sie.

»Jack?«

»Schsch.«

Mit gerunzelter Stirn eilte er weiter. Zehn Meter vor der Notrufsäule blieb er stehen.

Der orangefarbene Telefonhörer baumelte herunter, berührte gerade eben die Spitzen der gelben Grashalme, hing reglos an seinem gekringelten Kabel.

Jack hatte plötzlich ein ganz schlimmes Gefühl.

Das alles war verkehrt.

Völlig verkehrt.

Joy setzte sich in Bewegung. Sie ließ Jacks T-Shirt los und schob sich an ihm vorbei. »Das ist ja kaputt«, stellte sie fest und griff nach dem Hörer.

»Nicht anfassen!«, schrie er, und sie brach in Tränen aus.

Sie marschierten einen weiteren halben Kilometer durch die erstickend heiße Luft.

Noch immer hielt kein Wagen an.

Niemand wollte etwas damit zu tun haben.

Menschen in Autos – Familien! – mit Klimaanlage und Handys und Coca-Cola-Dosen fuhren an ihnen vorbei, während Joy leise schluchzte und Jack wieder Merry schleppte.

Und immer weiterging, obwohl er seine Beine nicht mehr spürte.

Oder sein Herz.

Erst als sie schon halb die Ausfahrt hinunter waren, wurde endlich ein Auto langsamer und hielt knirschend vor ihnen auf dem Schotter.

Sie blieben stehen, zitternd und tränenüberströmt und von Hitze und Angst völlig erschöpft.

Ein langes, heißes Blinzeln verdorrter Zeit.

Dann öffnete sich quietschend die Autotür, und ein Polizist stieg aus.

## 2

2001

Catherine While erwachte mit einem Ruck und mit dem Gefühl – mit der Gewissheit –, dass jemand im Haus war.

»Adam?«

Adam war nicht da. Er war in Chesterfield. Das wusste Catherine, weil er ihr erst gestern eine Postkarte mit einem Foto des Busbahnhofs geschickt hatte, mit einem ironischen Gekritzel drauf.

Und doch rief sie noch einmal.

»Adam?«

Nichts. Nur dieses unheimliche Gefühl, dass sie nicht allein war. Die Straßenlaterne vor ihrem Fenster flackerte und ging aus, sodass sie einen Moment lang wie blind war.

Es fühlte sich ... geplant an.

»Adam?«, flüsterte sie in die Schwärze hinein.

*Prrrrp!*

Catherine quietschte auf, als der Kater auf ihren Beinen landete.

»Runter, Chips!«

Mit einem Ächzen und einer Reihe unbeholfener Strampelbewegungen setzte sie sich unter der Last ihres bewohnten Bauches auf und scheuchte den Kater vom Bett.

»Keine Panik«, wies sie ihren Bauch mit fester Stimme an. »Ist bloß der Kater.«

Adam hatte noch einen zweiten Kater namens Fish gehabt, der überfahren worden war, bevor sie sich kennengelernt hatten. Catherine hatte natürlich eine betroffene Miene aufgesetzt, insgeheim jedoch war sie erleichtert gewesen. Eine Katze, die sich auf das Gesicht des Babys setzen könnte, war schon mehr als genug. Chips war ein flauschiges weißes Fellknäuel mit hübschen blauen Augen, aber Catherine war kein Katzenmensch. Das machte sie allerdings nicht automatisch zu einem Hundemenschen. Sie hatte nie irgendein Haustier gehabt, nicht mal einen Goldfisch, doch in den zwei Jahren, die sie und Adam jetzt zusammen waren, hatte sie genug gelernt, um zu wissen, dass sie definitiv kein Katzenmensch war.

Er schon. Er hing an dem Kater, und der Kater – und seine Haare – hingen an ihm. Catherine war sicher, dass Katzen einen Platz im großen Weltenplan hatten, aber sie war sich ebenso sicher, dass dieser Platz nicht darin bestand, in eine Kiste in einer Ecke der Küche zu scheißen.

Oder auf ihr Bett zu springen.

Bestimmt hatte sie gestern Abend die Schlafzimmertür angelehnt gelassen, und Chips hatte seine Chance gesehen, sein Katerrecht zu verteidigen, auf dem Kissen seines Untertans zu ruhen und ungehemmt in dessen Sockenschublade zu pinkeln.

Catherine zischte, und Chips schritt hoheitsvoll aus dem Zimmer, mit einem Blick über die Schulter, der besagte: *Das merke ich mir.*

»Tu dir keinen Zwang an«, erwiderte Catherine trotzig und ließ sich wieder auf ihr Kissen sinken.

Wenigstens hatte Chips sie aus ihrer Angst herausgeholt.

Catherine faltete die Hände auf ihrem Bauch – erstaunt und erheitert darüber, wie weit weg sie von dem waren, was für sie immer ihr Körper gewesen war. Die ersten paar Monate war eigentlich gar nichts gewesen – ein bisschen Bäuchlein, so eins, das nach ein paar Wochen auf einem Hometrainer schnell wieder verschwinden würde. Dann war der Bauch groß genug geworden, dass sie ihn feiern konnte, indem sie sich zurücklehnte und ihn vorstreckte, als würde sie eine Topfpflanze aus dem Garten ins Haus tragen. Wenn sie jetzt, am Ende des siebten Monats, von einem Stuhl aufstand, fühlte es sich mehr so an, als würde sie im Gartencenter einen Sack Kompost in den Einkaufswagen wuchten.

Sie konnte den Tag kaum erwarten, wenn das Baby ihr an die Brust gelegt würde, ganz rot und zerknautscht und brüllend ...

*Ich werde nie zulassen, dass dir etwas passiert!*

Dieses leidenschaftliche Versprechen hatte Catherine nicht formuliert oder sich dafür entschieden. Es kam ungefragt und zu allen möglichen Zeiten geradewegs aus ihrem Herzen, auf dieselbe unbeirrbar Art, wie in ihrer Vorstellung auch das Baby aus ihrem Schoß kommen würde – in einem Schwall heißer Emotionen, der ihr Tränen in die Augen und Stahl ins Rückgrat trieb.

Sie wischte sich mit dem Handballen über die Augen, seufzte und verfluchte Chips innerlich. Bald würde sie alles an Schlaf brauchen, was sie bekommen konnte, und es ärgerte sie, auch nur einen Augenblick dranzugeben.

Dr. Samuels hatte gesagt, sie solle für sich und ihr un-

geborenes Kind allergrößte Gelassenheit an den Tag legen.

*Allergrößte Gelassenheit.*

Die Ärztin hatte tatsächlich diese Worte benutzt, und Catherine hatte tatsächlich darüber gelacht. Doch je weiter ihre Schwangerschaft fortschritt, desto mehr konnte sie den Wert von Gelassenheit erkennen, und sie hatte angefangen, zu meditieren und Kerzen anzuzünden und in der Badewanne Kitschromane zu lesen. Sie ging zur Fußmassage und trank Kohl-Smoothies und besuchte mit Adam jede Woche einen Geburtsvorbereitungskurs, wo sie wie ein aufgespießter Käfer auf dem Rücken herumrollte, während er ihr half, zu hecheln und zu pressen und zu kichern, in mutmaßlicher Bereitschaft für das, was da kommen sollte.

Catherine beschloss zu lesen, bis sie wieder einschlief. Sie hatte einen verlockenden »Noch zu lesen«-Stapel, aber ihre Hormone lotsten sie geradezu zwanghaft zu *Das Große Buch der Babynamen*. Eigentlich war das ja albern, sie und Adam mochten beide traditionelle Namen lieber, und in dem Buch standen lauter total bescheuerte. Außerdem hatte sie sich irgendwie schon auf Alice für ein Mädchen festgelegt und auf Frank für einen Jungen, nach ihrer Großmutter und seinem Vater. Catherine wusste zwar, dass sie ihr Baby niemals Bunker oder Crimpelene nennen würde, aber sie fühlte sich verpflichtet, auch die abwegigsten Möglichkeiten zu kennen.

Sie rollte sich herum, um die Lampe anzuknipsen, doch dann hielt sie inne, die Hand mitten in der Luft.

Da war ein Geräusch.

Sie konnte nicht genau sagen, was oder wo es war, aber

es hörte sich an, als versuche jemand, kein Geräusch zu machen.

Jemand hier im Haus.

Instinktiv verspürte Catherine ein warnendes Prickeln im Nacken.

Sie war einunddreißig und hatte ihr ganzes Erwachsenenleben lang allein gewohnt, bis sie vor fast zwei Jahren zu Adam gezogen war. Eine Frau, die allein lebte und unten ein Geräusch hörte, verkroch sich nicht unter der Bettdecke und wartete darauf, dass das Schicksal die Treppe herauf- und den Flur entlanggeschlendert kam. Wenn eine Frau allein lebte, stand sie auf, schnappte sich die Taschenlampe, den Kricketschläger, die Haarspraydose und schlich nach unten, bereit für eine Konfrontation mit ...

... der Geschirrspülmaschine.

Die das Einzige war, das je genug Krach gemacht hatte, um sie zu wecken.

Aber sie hatte die Spülmaschine doch gar nicht angestellt ...

Catherine war nicht so gut vorbereitet wie früher – und sie war sehr viel schwangerer, als sie je gewesen war. Aber außer ihr war niemand im Haus. Also schwang sie mit einem unterdrückten Ächzen die Beine aus dem Bett und schaukelte sich auf die Beine.

Sie schlich auf den Flur hinaus und nahm die Vase vom Bücherregal. So ein klotziges schwedisches Glasding, das sie noch nie hatte leiden können. Wenn sie die Vase nach einem Einbrecher warf, würde sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Sie holte tief Luft, dann schaltete sie das Licht im Flur

an und brüllte: »Wer immer da unten ist, sollte lieber zusehen, dass er verdammt noch mal verschwindet! Ich habe die Polizei verständigt, und ich bin bewaffnet!«

Catherine machte sich auf den Weg die Treppe hinunter und hielt dabei die Vase in Schulterhöhe. Sie hatte Angst und kam sich zugleich idiotisch vor. Unten blieb sie stehen und lauschte.

Nichts.

Hatte sie sich geirrt? Es wäre nicht das erste Mal. Wenn man allein im Haus war, wurde jedes Geräusch lauter. Unheimlicher. Wäre sie sich sicher gewesen, hätte sie die Polizei angerufen, und das hatte sie nicht getan – obwohl das Telefon auf Adams Seite gleich neben dem Bett stand ...

Sie rückte die Vase in ihrer rechten Hand zurecht und ging vorsichtig von Zimmer zu Zimmer. Mit jeder Tür, durch die sie trat, wurde sie mutiger. Wohnzimmer und Esszimmer und Küche.

Dort war niemand.

Catherine stellte die Vase neben ihre Kamera und ihr Handy auf den Küchentisch und blies erleichtert die Backen auf – froh, sich geirrt zu haben.

Dann starrte sie ihre Kamera und ihr Handy an. Sie konnte sich nicht erinnern, beides auf dem Tisch liegen gelassen zu haben. Warum sollte sie auch? Und daneben stand Adams Laptop, und der war doch immer auf seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer ...

*Ach du Scheiße!*

Schlagartig begriff Catherine. Die Sachen lagen auf dem Tisch neben der Hintertür, damit der Einbrecher sie auf dem Weg nach draußen mitnehmen konnte!

Atemlos vor Panik überprüfte sie die Tür. Sie war nicht

abgeschlossen! Sie hatte sie abgeschlossen, da war sie sich sicher. Bestimmt war der Einbrecher durch die Hintertür getürmt, als er sie brüllen gehört hatte – und hatte nicht mal haltgemacht, um seine Beute einzusacken.

Rasch schloss sie die Tür wieder ab und drückte sich mit aller Kraft gegen die kalte Glasscheibe – legte die Hände um das Gesicht und starrte in die Nacht hinaus.

Sie sog scharf die Luft ein, als eine geschmeidige schwarze Gestalt sich aus dem Schatten des Hauses löste und wie Öl durch die Büsche und über den Zaun glitt.

»Ich sehe dich!«, schrie sie. »Ich sehe dich, du Arschloch!«

Ihr Herz hämmerte, aber die Worte gaben ihr Kraft.

Und dann war es vorbei.

Er war da gewesen, und nun war er weg.

Sie hatte Angst, und sie war in Sicherheit.

Es war vorbei. Der beschlagene Fleck, den ihr Schrei auf der Glasscheibe hinterlassen hatte, schrumpfte langsam zusammen und verschwand.

Mit schlotternden Knien trat Catherine von der Tür zurück. Sie setzte sich hin und legte eine zitternde Hand auf ihren Bauch.

Ihr Verstand ging im Eiltempo die Ereignisse durch – huschte hin und her zwischen Ursache und Wirkung und zwischen dem, was war und was hätte sein können, bis er endlich allmählich zur Ruhe kam und in etwas normalem Tempo arbeitete.

*Sie* war okay.

Sie *beide* waren okay.

Es war nichts Schlimmes passiert. Nichts war gestohlen worden.

Das waren die wichtigsten Fakten. Die Grundlagen.

Aber da war noch mehr. Sie war auch nicht in Panik geraten. Sie hatte nicht geschrien. Sie hatte sich nicht unter dem Bett versteckt und hatte nicht von einem Mann gerettet werden müssen. Sie war mutig gewesen und schlau.

Catherine hatte fast vergessen, wie sich Unabhängigkeit anfühlte, und als sie nach oben ging, wuchs langsam ein winziges Körnchen Stolz in ihrer Brust.

Im Schlafzimmer machte sie die Tür hinter sich zu und stieß einen gewaltigen Seufzer der Erleichterung aus. Dann drehte sie sich zum Bett um, und ihr Magen krampfte sich so heftig zusammen, dass das Baby zurücktrat.

Die Nachttischlampe war an.

Sie hatte sie nicht angeknipst. Ihre Hand hatte doch mitten in der Luft angehalten! Sie *wusste*, dass sie die Lampe nicht angemacht hatte.

Und in dem kleinen Lichtfleck lag ein Messer.

Kein Küchenmesser.

Ein *richtiges* Messer.

Catherine bewegte sich vorwärts, ohne einen Schritt zu tun.

Sie blickte auf das Messer hinunter.

Eine blanke Klinge – an einer Seite gekerbt, an der anderen geschwungen und zu einer grausamen Spitze hin auslaufend, der Griff aus Perlmutterwolken, gespiegelt in einem petrolblauen Meer aus ...

*Abalone.*

Das Wort tauchte aus der Ozeantiefe ihres Verstandes auf und fühlte sich richtig an, auch wenn sie nicht genau wusste, was Abalone war. Das blasse Perlmutter wirkte so

friedlich, so schön, dass die Klinge ganz bestimmt nicht so brutal sein konnte, wie sie aussah. Wie aus weiter Ferne sah Catherine zu, wie sich ihre Hand austreckte und mit einem Finger ganz kurz die Spitze berührte.

Sie schnappte nach Luft, als eine Art Stromschlag ihren Arm und ihren Hals emporzuckte, bis zum Scheitel hinauf. Tränen schossen ihr in die Augen. Eine winzige rote Perle schwoll auf der Kuppe ihres Zeigefingers und verharrte dort, schimmerte wie ein Rubin auf dem Zifferblatt einer Schweizer Armbanduhr.

Schauernd steckte sie den Finger in den Mund.

Ihr Blick fiel auf die Geburtstagskarte.

Blumen in einem Kübel. *Für meine Tochter an Deinem ganz besonderen Tag.* Ihre Mutter suchte immer furchtbare Karten aus. Eine Woche nach ihrem Geburtstag hatte Catherine diese da mit all den anderen zusammen in eine Schublade im Gästezimmer gestopft.

Und doch war die Karte hier, lag neben ihrem Bett ...

Sie fühlte sich so verwirrt, als wäre das hier ein Traum oder eine Zeitschleife.

Sie klappte die Karte auf.

Die krakelige Unterschrift ihrer Mutter war grob durchgestrichen worden, und auf die leere Seite war eine neue Botschaft gekritzelt ...

*Ich hätte Sie umbringen können.*

### 3

#### *August 1998*

Es war jetzt eine Woche her.

Eine Woche, in der niemand lauter gesprochen hatte als im Flüsterton, außer Merry, die so oft und so laut heulte, wie sie wollte, bis eine Nachbarin, die sie Tante nannten, die aber keine war, kam und sie mitnahm. »Nur bis Eileen nach Hause kommt.«

Als Merry weg war, wurde es in dem stillen Haus *so still*, dass die Stille selbst fast schon Lärm war.

Jack und Joy gingen nicht zur Schule. Das war nicht so lustig, wie es sich anhörte. Sie spielten Karten oder sahen sich Zeichentrickfilme an, den Fernseher ganz leise gestellt. All das zwischen den Silhouetten von Polizisten, die wie unbeholfene Gespenster herein- und wieder hinausstapften. Der Oberpolizist hatte einen Schnurrbart, der so groß war wie der von einem Cowboy. »Ihr könnt Ralph zu mir sagen«, bot er ihnen an, doch sie sagten gar nichts zu ihm, sahen nur zu, wie er mit Papieren und Fotos in die Küche ging, um geheime Sachen zu ihrem Vater zu sagen, und wieder herauskam.

Wenn sie Hunger hatten, aßen sie Cornflakes direkt aus der Schachtel. Wenn sie Durst hatten, tranken sie aus dem

Wasserhahn. Wenn sie müde waren, lehnten sie sich auf dem Sofa aneinander wie Pinguine in einem Schneesturm und schiefen einen unbehaglichen, ruhelosen Schlaf, in dem sie von heißem, staubigem Asphalt träumten, und davon, dass niemand anhielt.

Dass niemand etwas damit zu tun haben wollte.

Ab und zu blickte ihr Vater auf, als wäre ihm gerade wieder eingefallen, dass sie da waren, und fragte: »Seid ihr beide okay?« Jack und Joy nickte beide wie wild, weil er nämlich mit der Polizei und den Papieren ganz viel zu tun hatte. Und weil vielleicht, wenn sie sagen würden, sie wären *nicht* okay, irgendeine andere Tante, die sie gar nicht kannten, kommen und sie wie Merry mitnehmen würde.

Die Zeitungen fielen jeden Tag mit einer Reihe von dumpfen Aufschlägen durch den Briefschlitz wie tote Vögel, die aus dem Himmel und auf die Fußmatte plumpsten.

Jede Zeitung, jeden Tag.

Ihr Vater saß am Küchentisch und las zwanghaft wieder und wieder jedes Wort, das irgendjemand über das Verschwinden seiner Frau gewusst oder gemutmaßt hatte – dicht über die Seite gebeugt, um den Zeilen mehr Bedeutung zu entlocken. Seine Lippen bewegten sich, und seine Finger wurden dunkel vor Druckerschwärze. Nicht eine einzige Zeitung warf er weg, für den Fall, dass er irgendetwas übersehen hatte. Er hob sie alle auf und legte sie auf einen Stapel, der erschreckend schnell in die Höhe wuchs.

Jack und Joy sollten die Zeitungen eigentlich nicht lesen, doch hin und wieder warfen sie heimlich einen schnellen Blick darauf, wenn ihr Vater gerade oben war, und erfuhren in zusammenhangslosen Bruchstücken, dass die

Suche nach ihrer Mutter immer noch im Gange war und dass die Polizei nach Hinweisen suchte, aber keine fand.

Onkel Bill kam mit seiner hässlichen Frau Una aus Irland. Sie tat so, als hätte sie die Kinder gern, während ihr Mann in der Küche saß und zusah, wie ihr Vater Zeitungstapel von einer Seite des Raumes auf die andere wuchtete, mit dem Finger auf einzelne Seiten zeigte und seine Theorie erläuterte, was mit seiner Frau geschehen sein könnte.

Seine Theorien.

Er hatte gleich mehrere, und Jack hatte es satt, sie sich anzuhören. Alle wurden in zittrigen kleinen Wortsalven vorgetragen, die sich völlig anders anhörten als die Mann-Stimme seines Vaters. Und bei allen war ein Irrtum im Spiel, ein Missverständnis, eine Fehlkommunikation, die offensichtlich sein würde, wenn Eileen nach Hause kam und erklärte, wo sie die ganze Zeit gewesen war. Und dann würde alles gut werden.

Jack summte laut, damit er nicht hören musste, wie erbärmlich sein Vater klang.

»Lass das«, sagte Joy.

Jack summte noch lauter.

Sie durften nicht nach draußen, wegen all der Reporter, die bei ihnen anklopften und an der Straßenecke beim Pub standen oder in ihren Autos saßen, die die Straße hinauf und hinunter parkten.

Und warteten.

»Worauf warten die denn?«, fragte Joy, während sie auf dem Teppich ihres Zimmers Karten spielten.

»Ich weiß nicht«, antwortete Jack, obwohl er glaubte, es doch zu wissen – und dachte, dass sie es auch wissen musste.

Sie rappelte sich vom Teppich hoch und machte das Fenster auf und schrie zu denen hinunter: »Worauf wartet ihr?«

Niemand sagte es ihr. Aber am nächsten Tag prangte ein Bild von ihr auf der Titelseite sämtlicher Zeitungen, die durch den Briefschlitz fielen.

Die Schlagzeile lautete: *DIE VERLASSENE KLEINE JOY.*

Das machte Jack fertig.

Vielleicht hatte ihre Mutter sie ja wirklich verlassen, da auf dem Standstreifen. Vielleicht war er zu laut, und Joy war zu nervig, und Merry schiss zu oft in die Windeln, als dass sie es noch länger hätte ertragen können. Vielleicht hatte sie ja mit dem orangeroten Telefon gar keinen Notfall gemeldet. Vielleicht hatte sie es einfach sattgehabt, dass er und Joy sich auf dem Rücksitz zofften, und war an den Straßenrand gefahren und um die Kurve verschwunden. Und hatte dann den Daumen gehoben und war in ein ganz neues Leben hineingetrampelt. Ein reicherer Ehemann, ein besseres Auto und das neue Baby, das alle Umarmungen und alles Spielzeug kriegen würde statt ihm und Joy und Merry.

Wenn er sich heftig genug und lange genug anstrengte, konnte Jack so wütend werden, dass es ihm egal war, ob seine Mutter *überhaupt jemals wieder* nach Hause kam.

Doch selbst dann wünschte er sich insgeheim, dass sie genau das tun würde.

## 4

2001

Mit dem Telefon in der Hand saß Catherine bis zum Morgen da.

Zweimal hatte sie Adams Nummer gewählt, und zweimal hatte sie aufgelegt, bevor es klingeln konnte.

Einmal hatte sie dazu angesetzt, die Polizei anzurufen, war aber nicht bis zur dritten Ziffer gekommen. Jetzt saß sie einfach nur auf der Bettkante, und Chips schmiegte sich an ihren Schenkel, um sich zu wärmen.

Sie sehnte sich verzweifelt danach, Adams Stimme zu hören. War ihr Gespräch im Kopf schon hundertmal durchgegangen.

*Hallo?*, würde er schroff sagen, und sie würde ein ganz kleines *Hallo* herausbringen und dann in Tränen ausbrechen.

Sie wusste, dass das passieren würde, egal, wie viel Mühe sie sich gab, es zu verhindern. Schon wenn sie nur daran dachte, kamen ihr die Tränen. Und dann würde sich sein barscher Ton in jene zärtliche Stimme verwandeln, die sie so gut kannte ...

*Catherine?* – so wie damals, als sie verkündet hatte, dass sie schwanger war. Er hatte sich so gefreut! Sofort hatte

er darauf bestanden, dass sie sich – kichernd und protes-  
tierend – aufs Sofa legte, mit Tee, Toast und der Fernbe-  
dienung ausgerüstet, während er losgestürzt war und bei  
einer Tankstelle, die rund um die Uhr offen hatte, Hüh-  
nersuppe und Multivitaminsaft und all die Dinge gekauft  
hatte, die ein neugeborenes Baby brauchen könnte. Dazu  
gehörten eine Packung Wegwerfwindeln (12–18 Monate),  
sechs Gläser Bananenpudding und eine ferngesteuerte  
Eisenbahn, bei der Seifenblasen aus dem Schornstein der  
Lokomotive kamen. Zwei Tage später hatte er sich für ei-  
nen Erste-Hilfe-für-Babys-Kurs angemeldet und seinen  
Golf gegen einen ekelhaft erbsengrünen Volvo mit Seiten-  
aufprallschutz und Kindersicherung eingetauscht ...

Sie konnte es ihm nicht erzählen.

Konnte ihm nicht sagen, dass sie, während er alles in  
seiner Macht Stehende getan hatte, um sie und das Baby  
zu schützen, mit einer Vase in der Hand im Haus herum-  
getappt war und alberne Drohungen ausgestoßen hatte,  
um sich und ihrer beider ungeborenes Kind gegen einen  
messerschwingenden Eindringling zu verteidigen.

Dass sie den Kerl hereingelassen hatte!

Sie hatte das Badezimmerfenster offen gelassen, damit  
Chips sie nicht nervte, wenn er hinauswollte, obwohl  
Adam ihr gesagt hatte, sie solle das nicht tun.

*Aber es ist doch so heiß, jaulte ihr Gehirn immer, wenn er  
das sagte. Und das Fenster ist doch so klein und so hoch! Da  
kommt doch keiner rein.*

Aber irgendjemand war hereingekommen. Der Lufter-  
frischer war umgestoßen worden, und wenn sie den Kopf  
im richtigen Winkel zur Seite neigte, konnte sie einen ver-  
schmierten Fußabdruck auf dem weiß gekachelten Fens-

terbrett sehen. In den langen, dunklen Stunden, in denen sie das ganze Geschehen für sich zusammenfügte, kam Catherine zu dem Schluss, dass der Einbrecher dort eingestiegen und sofort nach unten gegangen war, wo er die offensichtlichsten Wertsachen zusammengesucht und die Hintertür aufgeschlossen hatte, um sicher zu sein, dass er nicht in der Falle sitzen würde.

Dann war er wieder nach oben geschlichen ...

Er musste direkt hinter ihr gewesen sein, als sie oben auf dem Treppenabsatz gestanden, mit der Vase herumgefuchelt und leere Drohungen gebrüllt hatte.

Catherine schauderte.

Sie war nicht mutig gewesen, sondern leichtsinnig. Das sah sie jetzt ein.

Das musste die Schwangerschaftsdemenz sein! Man hatte ihr gesagt, dass Schwangerschaft zu unvernünftigem Verhalten führen könne, zu unlogischen Entschlüssen, und Catherine hatte das als frauenfeindlichen Blödsinn abgetan.

Jetzt jedoch wurde ihr klar, dass sie genauso dämlich gewesen war wie so eine bescheuerte Blondine in einem Horrorfilm, die das blöde Licht nicht anmachte.

Sie hatte sich selbst in Gefahr gebracht, und – was noch schlimmer war – sie hatte ihr Baby in Gefahr gebracht.

Wie hätte sie Adam das erzählen können?

Sie konnte es ihm nicht sagen. Und sie würde es auch nicht. Er würde wütend sein – und das zu Recht. Mit ihrer allergrößten Gelassenheit wäre es vorbei, und es gäbe nur noch Sorgen und Schuldgefühle und verschärfte Sicherheitsmaßnahmen, während Adam sie in Watte packte, bis sie erstickte ...

Panik stieg in ihr auf.

9 – 9 – ...

Wieder hörte sie auf zu wählen. Überdachte das Ganze noch einmal.

Was konnte die Polizei denn tun? Der Einbrecher hatte nichts gestohlen. Hatte nichts kaputt gemacht. Sie hatte ihn nicht mal richtig *gesehen*. Wenn sie die Polizei anriefe, würde sie das alles noch einmal durchleben müssen – würde der ganzen Welt ihre Dummheit offenbaren müssen –, und das für nichts und wieder nichts. Die Polizei schnappte Einbrecher nur ganz selten, das wusste doch jeder. Die *Gazette* war voller Verbrechen, die die Polizei nicht aufzuklären vermochte. Ein Einbrecher war schon so lange auf freiem Fuß, dass sie ihm sogar einen Spitznamen verpasst hatten: *Goldlöckchen* – weil er wie das ungezogene kleine Mädchen im Märchen mit den drei Bären in den Häusern, in die er eindrang, in den Betten schlief und sich an dem Essen dort gütlich tat. Und wenn die Polizei *den* nicht kriegen konnte, dann bezweifelte Catherine, dass sie Überstunden machen würden, um den Mann zu schnappen, der ihren Lufterfrischer umgekippt hatte.

Die Polizei anzurufen würde ihr nichts als eine Blamage einbringen. Eine Blamage und ein Mordsbrimborium.

So würde ihre Mutter das Ganze bezeichnen. Als *Brimborium*. Als Getue und Unfug.

Catherine warf das Telefon zur Seite und schlang die Arme um ihren Bauch. »Brimborium können wir nicht gebrauchen, stimmt's, Crimpelene?«

Was hab ich nur für ein Pech, dachte sie. Eigentlich hätte sie gar nicht zu Hause sein sollen. Adam und sie hatten geplant, das Wochenende in Sidmouth zu verbrin-

gen und ihren Hochzeitstag zu feiern. Aber die Miete war fällig, und sie sparten eisern für das Baby, und als Adam die Gelegenheit bekam, Überstunden zu machen, hatten sie die kleine Reise schweren Herzens abgesagt.

Trotzdem – dass bei ihr eingebrochen und sie bedroht worden war, während sie nach dem Aufwachen mit Blick aufs Meer mit Adam im Bett hätte frühstücken sollen, diese Tatsache verletzte sie noch mehr.

Sie schaute aus dem Fenster, als könnte die Aussicht sie mit einem Wunder überraschen, doch alles, was sie sah, war Mr Kents vom rosigen Schein der aufgehenden Sonne überhauchtes Haus auf der anderen Seite der Sackgasse.

Auch wenn es nicht das Meer war, fühlte sie sich bei diesem Anblick besser. Die Nacht war schlimm gewesen. Aber die Nacht war *vorbei*, und die Morgendämmerung färbte ihre Furcht mit einer neuen, weniger unheimlichen Schattierung.

*Ich hätte Sie umbringen können.*

Ja, dachte sie, hast du aber nicht.

Das war die tröstliche Wahrheit.

Der Einbrecher hatte sie nicht umgebracht. Selbst als sie oben an der Treppe herumgeschwankt war, dick und unbeholfen, eine Vase in der zitternden Hand, und ein sanfter Schubs sie in den Flur hätte hinunterstürzen lassen können ... er hatte sie trotzdem nicht umgebracht. Er hatte sein Bestes getan, ihr nicht zu begegnen, bevor er auf demselben Weg getürmt war, auf dem er hereingekommen war.

Tatsächlich war sie es gewesen, die *ihn* erschreckt und aus dem Haus vertrieben hatte.